Zeitschrift: Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino
Herausgeber: Stiftung Filmbulletin
Band: 50 (2008)
Heft: 295

Artikel: Patti Smith : Dream of Life : Steven Sebring
Autor: Joyce, Nick
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-863978

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

TANDOORI LOVE
Oliver Paulus

Am Anfang stehen Grossaufnahmen einer traditionellen Metzgete in einem Berner Oberländer Gasthof, gegengeschnitten mit Bildern einer prachtvoll verzierten Papaya; es folgt ein «more tears» brüllender Bollywood-Regisseur beim Dreh im Berner Oberland. Damit steckt Oliver Paulus geschickt die beiden Welten ab, die in TANDOORI LOVE aufeinanderprallen. Der Filmtitel bezieht sich auf eine Gewürzmischung, die oft auch als roter Curry bezeichnet wird, wobei die Spannung der Geschichte in der Tatsache liegt, dass der Film – mit Ausnahme der Schlussszene – ganz im behäbigen Berner Oberland angesiedelt ist. Hier lebt glücklich und zufrieden der junge «Hirschen»-Wirt Markus mit seiner Freundin Sonja, die im Gasthof serviert, derweil über dem Dorf, vor prächtiger Alpenkulisse, ein indisches Filmteam an der Arbeit ist. Beim Einkauf in der Migros erblickt Rajah, der Koch des Filmteams, Sonja und ist ihr augenblicklich verfallen. Den nichtsahnenden Markus kann Rajah mit einem Trick dazu bringen, ihn als Koch anzustellen, um so der – anfänglich sich zierenden – Sonja immer nahe zu sein.

Mit diesen kräftig kitschigen Ingredienzen brauen Regisseur und Drehbuchautor Oliver Paulus und sein Co-Drehbuchautor *Stefan Hillebrand* eine Culture-Clash-Komödie zusammen, die mit Elementen des – neuen – Schweizer Heimatfilms und romantischen Bollywood-Komödien spielt. Die Absicht ist reizvoll, doch das Resultat ist ziemlich bieder. Vom Spielwitz, der Überdrehtheit sowie dem Mut zu Trash und Klamauk, die 2003 Oliver Paulus' Spielfilmdebüt WENN DER RICHTIGE KOMMT zum reinen Genuss machten, davon ist in TANDOORI LOVE leider wenig vorhanden. Oliver Paulus und Stefan Hillebrand haben Ecken und Kanten abgeschliffen zugunsten eines massentauglichen neuen Heimatfilms in der Tradition von DIE HERBSTZEITLOSEN. Auch rennt TANDOORI LOVE offene Türen ein, insofern, als in den letzten zehn, fünfzehn Jahren landauf, landab ja nicht gerade wenige «Hirschen», «Bären», «Adler» oder «Leuen» in mediterrane, orientalische, lateinamerikanische oder eben fernöstliche Spezialitätenrestaurants umfunktioniert wurden. Man kann sich also fragen, wie unzeitgemäss und brav ein Film ist, der eine ohnehin stattfindende Entwicklung gesellschaftlichen Wandels lediglich abbildet und mit ein paar exotischen Farbtupfern – Bollywood nachempfundenen Tanzszenen – optisch und akustisch aufpeppt.

Mit *Johanna Bantzer*, *Max Rüdlinger*, *Gilles Tschudi* und *Stefanie Glaser* in Nebenrollen sind auf Schweizer Seite Wiedererkennungseffekte gewiss, während mit *Vijay Raaz* als Rajah ein international bekannter Schauspieler gewonnen werden konnte, der bereits mit Mira Nair gearbeitet hat. Demgegenüber sind die beiden Protagonisten *Martin Schick* und *Lavinia Wilson* vergleichsweise unbekannte Gesichter. Nicht ganz nachvollziehbar ist, warum ausgerechnet eine Deutsche, Lavinia Wilson, das Bärner Meitschi – mit problematischer Nachsynchronisation – zu mimen hat. Und bisweilen scheint darunter die ganze Geschichte zu leiden, denn die Dialoge erscheinen in einigen Szenen so ungelenk, als seien sie direkt dem Positionspapier eines kantonalen Integrationsbüros oder der Broschüre einer Beratungsstelle für binationale Paare entlehnt. Das ist schade, denn visuell bietet TANDOORI LOVE einiges. Oliver Paulus ist ein Gourmet und begeisterter Hobby-Koch, was man dem Film in jenen Momenten, da Essenszubereitung als geradezu sakraler Akt zelebriert wird, anmerkt. Die österreichische Kamerafrau *Daniela Knapp*, die schon in Paulus' letztem Film mit von der Partie war, zeigt mit berückend schönen Detailaufnahmen von erlesenen Speisen ihr ganzes Können.

Geri Krebs

R: Oliver Paulus; B: O. Paulus, Stefan Hillebrand; K: Daniela Knapp; S: Isabel Meier, André Bigoudi; A: Nina Bachmann, Roger Martin; Ko: Regula Wetter; M: Marcel Vaid. D (R): Lavinia Wilson (Sonja), Martin Schick (Markus), Vijay Raaz (Rajah), Shweta Agarwal (Priya), Verena Zimmermann (Rosmarie Kübli), Johanna Bantzer (Anita), Max Rüdlinger (Gusti), Wolfram Berger (Koch Bruno), Gilles Tschudi (Jules), Stephanie Glaser. P: Cobra Film, Pandora Filmprod.; Valerie Fischer, Raimond Goebel, Reinhard Brundig. Österreich, Deutschland, Schweiz 2008. 92 Min. CH-V: Filmcoopi

PATTI SMITH: DREAM OF LIFE
Steven Sebring

Sich auf Patti Smiths Musik einzulassen, heisst, sich unweigerlich in die Person der charismatischen New Yorker Punk-Poetin zu verlieben. Dies ist offensichtlich auch Steven Sebring widerfahren, sonst wäre der US-amerikanische Modefotograf Patti Smith nicht elf Jahre lang mit einer 16-mm-Kamera nachgereist. Während dieser Zeit begleitete er sie auf Tournee, folgte ihr auf eine Pilgerschaft ans Grab von Arthur Rimbaud und besuchte mit ihr ihre Eltern in New Jersey.

Dass Smith den tiefen Respekt verdient, den Sebring ihr in seinem Dokumentarfilm entgegenbringt, ist unbestritten. Schliesslich gilt die 1946 in Chicago geborene Sängerin, Dichterin und Polit-Aktivistin als Vorreiterin der Punk-Bewegung und bleibt bis heute ein Sinnbild des intellektuellen Widerstands gegen Informationsberieselung, Materialismus und Gleichgültigkeit.

Wer aber von PATTI SMITH: DREAM OF LIFE eine lineare Einführung in Smiths Werk erwartet, wird enttäuscht. Sebring hat nämlich einen impressionistischen Erzählstil gewählt, der zu den gebetsartigen Gedichten der Sängerin passt: Immer wieder montiert er Stimmen, Musik und Geräusche zu Klangkulissen; oder aber er "illustriert" Musik durch Schwenks über persönliche Gegenstände, durch Aufnahmen von Landschaften oder von Demonstrationen, um ihr einen politischen Kontext zu geben. Erklärungen aus dem Off gibt es kaum, stattdessen collagiert Sebring Atmosphären. Dabei gelingt ihm streckenweise poetische Dichte.

Nur hat Sebring nicht den nötigen Weitblick, um seinem Publikum sicheres Geleit durch dieses vorwiegend in Schwarz-Weiss gefilmte Universum zu gewähren, und gegen Ende von DREAM OF LIFE häufen sich die ärgerlichen Brüche. Einer Brandrede gegen George Bush folgt eine Rückblende zur Comeback-Tournee 1995, bevor sich der Film Smiths Aktivistenarbeit gegen den Irakkrieg zuwendet. Da hat der Regisseur nicht gewusst, was er sagen will – und in welcher Reihenfolge.

Aus diesem Grund kommt DREAM OF LIFE auch nie zur Ruhe. Grossartige Konzertszenen werden vorschnell abgewürgt, Smiths (jämmerlicher) Jamsession mit Sam Shepard fehlt jede Berechtigung, und ein Gespräch über das Urinieren unter erschwerten Umständen wirkt höchstens pubertär. Dazu kommt, dass DREAM OF LIFE keinen Ist-Zustand festhält. Dass Smiths Eltern schon vor Jahren gestorben sind, ist Sebring keine Erwähnung wert. Sein Verzicht auf aktualisierende Fakten lässt DREAM OF LIFE aber nicht poetischer wirken, sondern dilettantischer: Der Film schwebt in einem biografischen Vakuum.

Dagegen hilft kaum, dass Smith mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart zu leben scheint. Ihre Gemächer sehen aus wie Schreine zu Ehren verstorbener Weggefährten (wie dem Fotografen Robert Mapplethorpe), auch beklagt sie den Tod ihres Ehemannes Fred mit stoischer Sehnsucht. Verglichen mit dieser Trauerarbeit wirken die Konversationen mit ihren Musikern etwas beiläufig. Als wollte Sebring das Bild der verschlossenen Künstlerin unterminieren, lässt er Smiths Kinder Jackson und Jesse auftreten. Diese familiären Szenen wirken so lange berührend, bis Smith ihre elterlichen Pflichten als Nebenjob beschreibt – und diesen Fauxpas in Anwesenheit ihrer Tochter schnell korrigieren muss.

DREAM OF LIFE wäre interessanter geworden, hätte Sebring sein Gegenüber härter angepackt und Smith im Gespräch klare Stellungnahmen entlockt, um dabei mehr von ihrer facettenreichen Persönlichkeit freizulegen. Aber für die journalistische Drecksarbeit hat ihm wohl die Erfahrung und auch der Mut gefehlt. Dass sich Sebring in Patti Smith verliebt hat, ist verständlich. Dass er dabei Ziele als Dokumentarfilmer und die Führung seines Publikums aus den Augen verloren hat, nicht.

Nick Joyce

R, B: Steven Sebring; K: S. Sebring, Phillip Hunt; S: Angelo Corrao, Lin Polito. P: Steven Sebring, Margaret Smilow, Scott Vogel. USA 2008. 100 Min. CH-V: Look Now!, Zürich

THEN SHE FOUND ME
Helen Hunt

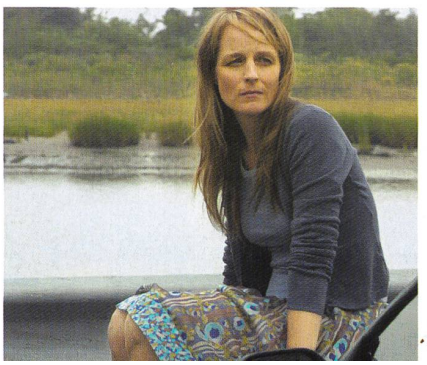
Cameos, jene prägnanten Gastrollen von Schauspielern, Regisseuren oder Prominenten, sind spätestens seit Alfred Hitchcocks augenzwinkernden Kurzauftritten eine gerne gepflegte Spielfilmtradition. Ob die auftretenden Personen in besonderer Beziehung zum Stoff stehen oder einen Wirklichkeitsbezug herstellen, indem sie sich selbst spielen, immer löst ihr Erkennen ein Aha-Erlebnis aus. THEN SHE FOUND ME enthält jedoch einen Cameo-Auftritt, der so deplatziert anmutet, dass er eher zum Häh?-Erlebnis gerät: *Salman Rushdie* in der Rolle eines Frauenarztes.

Glücklicherweise bleibt Rushdies bizarre Rolle der einzige grössere Fehltritt in Helen Hunts Regiedebüt. Er fällt gerade deshalb als solcher auf, weil die Regisseurin, die auch koproduziert und mit *Alice Arden* und *Victor Levin* das Drehbuch (nach einem Roman von Elinor Lipman) geschrieben hat, sichtlich darum bemüht ist, ihre Figuren, die auch einer handelsüblichen Liebeskomödie entstammen könnten, in der Realität zu verwurzeln. Dazu dient etwa ihr stark betonter ethnischer Hintergrund (die meisten Figuren sind Juden) oder die ungeschönte Kernseifennormalität ihrer Erscheinung.

Am unglamourösesten tritt Hunt selber auf; in der Hauptrolle der New Yorker Grundschullehrerin April Epner kommt sie in alten Strickjacken, unansehnlichen Blümchenröcken und ausgelatschten Sandalen daher, und in ihr hageres Gesicht scheint sich manche Kümmernis eingeschrieben zu haben. Stark auf die Vierzig zugehend, steht sie vor einem Scherbenhaufen: Ihr Mann, von dem sie in hellster Torschlusspanik ein Kind haben wollte, verlässt sie nach kurzer Ehe, gleich darauf stirbt ihre Adoptivmutter. An Aprils kategorischer Weigerung, ihren Herzenswunsch ebenfalls mittels Adoption zu erfüllen, kann man ersehen, dass die beiden eine nicht ganz unproblematische Beziehung gehabt haben müssen. Noch ehe sie wieder Tritt fassen kann, taucht in Gestalt von *Bette Midler* ihre unbekannte biologische Mutter Bernice auf, von Beruf Talkshow-Moderatorin, von Natur aus eine aufdringliche Plaudertasche.

Bette Midlers Szenen sind erwartungsgemäss die Hauptquelle der Komik in diesem Film, doch bleibt sie als Bernice durchaus glaubwürdig. Bernice selbst erweist sich hingegen als alles andere als glaubwürdig; ihre erste Erklärung, April sei das Produkt einer Liebesnacht mit Steve McQueen und ihrer Mutter gegen deren Willen genommen worden, ist so wenig echt wie Bernices Haarfarbe. Dennoch ist Bernices Sehnsucht nach einer Tochter eine weitere Facette in Hunts filmischer Überprüfung (weiblicher) Bedürfnisse.

In dieses Feld gehören natürlich auch die Männer. In vielen typischen «Frauenfilmen» der letzten Zeit erscheinen sie entweder als unreif oder aber als unendlich verständnisvoll, offen und gefühlsselig, so ohne jede Ecken und Kanten, dass sie fast schon hohlköpfig anmuten (beispielsweise Charlottes Mann in SEX AND THE CITY). Während *Matthew Broderick* als Aprils abtrünniger Ehemann problemlos in erstere Kategorie passt – er ist ein schwacher Kindmann, dessen anhaltende Anziehungskraft auf April erklärungsbedürftig bleibt –, wird dem erprobten Traummann-Darsteller *Colin Firth* eine Erweiterung des zweiten Typus vergönnt. Der verlassene alleinerziehende Vater Frank, den Firth spielt und den April kurz nach ihrem Ehedesaster kennenlernt, ist verständnisvoll, offen und extrem gefühlvoll. Ausserdem ist er neurotisch, brutal ehrlich und aufbrausend. Unterstützt von umsichtigen Darstellern gelingt es Helen Hunt, in ihrer ernst grundierten Komödie platte Karikaturen ebenso zu vermeiden wie kitschig-süsse Sentimentalität.

Julia Marx

R: Helen Hunt; B: Alice Arlen, Victor Levin, H. Hunt; nach dem gleichnamigen Roman von Elinor Lipman; K: Peter Donahue; S: Pam Wise; A: Stephen Beatrice; Ko: Donna Zakowska; M: David Mansfield. D (R): Helen Hunt (April Epner), Bette Midler (Bernice Graves), Matthew Broderick (Ben), Colin Firth (Frank Harte). P: Blue Rider Pictures, John Wells Productions, Killer Films, Less is More Pictures. USA 2007. 100 Min. CH-V: Rialto-Film, Zürich